

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

## Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

### Der nordamerikanische Waschbär (*Procyon lotor*).

(Taf. 7.)

Die Raubthiere zerfallen nach dem Bau ihres Fußes in zwei große Gruppen, die sogenannten Zehnläufer (*Digitigradae*) und die Sohlengänger (*Plantigradae*). Erstere treten beim Gehen nur auf die Zehen auf, Letztere treten dabei mit der ganzen Sohle auf und können deshalb zum Theil auch mit einiger Leichtigkeit aufrecht auf den Hinterfüßen stehen. Letztere sind weniger auf ausschließliche Fleischnahrung erpicht als die Zehnläufer. Beispiele von Zehnläufern haben wir an den Katzen und Hunden; Beispiele von Sohlengängern bietet das Geschlecht des Bärens.

Es gibt übrigens einige den Bären nahestehende Sohlengänger, welche von der Grundform derselben in sofern abweichen, als sie nicht mit der ganzen Sohle auftreten. Dahin gehören namentlich die Waschbären. Mit diesen dürfte man die Betrachtung der Sohlengänger nicht beginnen, wenn nicht Jedermann die gemeinere Bärenarten, namentlich den braunen und den schwarzen Bär schon kennete. Nur unter Voraussetzung dieser Bekanntschaft, zu deren Förderung wir auch schon im vorigen Jahrgange bei Beschreibung des Pariser Bärengrabens eine Abbildung gegeben haben, gehen wir also zur nähern Betrachtung des amerikanischen Waschbärs (*Procyon lotor*) über.

Dieses Thier ist etwas kleiner und schwächer als der europäische Dachs. Die Farbe seines Pelzes ist schwarzgrau, am Unterleib und an den Beinen etwas blasser. Die Schwanz ist spitz weißlich und eine schwarzgraue Querbinde geht über die Augen bis zur Unterseite des Kopfes. Die Backen, die Augenbraunen und die Stelle von diesen bis zu den Ohren ist fast rein weiß. Die weit über den Mund vorstehende spitze Nase und die Oberlippe ist mit langen Schnurrhaaren versehen. Die Füße sind kurz behaart. Der ziemlich lange, buschige Schwanz ist braun und weiß geringelt. Die

Nägel der ziemlich dünnen Füße sind sehr stark. Die Länge des Körpers beträgt 1 $\frac{1}{2}$  Fuß. Der Schwanz ist 8 bis 9 Zoll lang.

Der Waschbär findet sich in dem gemäßigten Nordamerika. Er erreicht bei weitem nicht die Polarkreise, und eben so wenig geht er in die heißen Gegenden hinab. Uebrigens findet er sich noch auf den Antillen und in Mexiko. Die Engländer heißen ihn Raccoon, die Schweden Schupp. Seine Bewegungen sind weniger schwerfällig als die der ächten Bären. Sie klettern mit vieler Behendigkeit selbst auf die äußersten Baumzweige; sie können auf den Hinterfüßen stehen und mit den Vorderfüßen Dinge ergreifen. Letzteres kann übrigens wegen des Mangels eines Daumens nicht mit einer Pfote, sondern nur dadurch geschehen, daß sie die Gegenstände zwischen die beiden Pfoten nehmen.

Der Name „Waschbär“ rührt davon her, daß das Thier alle Nahrungsmittel, bevor es sie genießt ins Wasser taucht und meistens mit den Vorderpfoten abstreift.

Bei Tage sieht der Waschbär nicht deutlich. Darum sucht er sich für diese Zeit einen verborgenen Ort, meistens einen hohlen Baum auf, ringelt sich hier zusammen, steckt den Kopf zwischen die Schenkel und schläft. Mit Einbruch der Nacht wird er munter und sucht sich seine Nahrung. Diese besteht hauptsächlich in Würmern, Insekten, Wurzeln und Früchten. Sie durchschnobern Alles, klettern auf den Bäumen herum und überfallen hier wahrscheinlich auch die Vögel in ihren Nestern. Auch Weichthiere und selbst Schaalthiere verschmähen sie nicht, und an den Ufern des Meeres und der Flüsse sollen sie sich sogar, gleich dem schwarzen amerikanischen Bären, Fische fangen. Bei trübem Himmel geht er auch bei Tage seiner Nahrung nach; dagegen bleibt er bei stürmischem Wetter oder wenn es schneit oft eine Woche lang in seinem Neste liegen, ohne zu fressen. In den Gärten stiehlt er häufig das Obst und auf den Feldern das Wältskorn, wenn es noch weich ist. Auch würgt er die Hühner und verzehrt sie, so wie er die Eier derselben austrinkt.

Wasser ist ihnen unentbehrlich; sie brauchen es nicht allein zum Eintauchen der Nahrung, sondern sie trinken auch außerordentlich oft.

Der feinste Sinn des Waschbärs ist der Geruch. Sie wittern ihre Nahrung aus der Ferne und gehen derselben, auch ohne sie zu sehen, mit der größten Sicherheit entgegen.

Sie lassen sich leicht zähmen und haben es sehr gerne, wenn man ihnen schmeichelt, zeigen sich übrigens ihrem Herren nicht willfährig oder gehorsam, sondern folgen immer nur ihrer eigenen Laune. Auch muß man sie fortwährend an der Kette halten, weil sie sonst jede Gelegenheit zur Flucht sogleich benutzen. Dem Zucker, dem Syrup und andern Süßigkeiten sind sie sehr gefährlich, und man muß deshalb oft das Vergnügen theuer bezahlen, welches man an den komischen Manieren dieses Thieres findet. Besonders possierlich ist sein Springen, weil er dabei immer mit allen Pfoten zugleich auftritt.

Der feine, dichte Pelz des Waschbärs, welcher bei den Kürschnern unter dem Namen Racon vorkommt, wird außerordentlich geschätzt, und es wird wegen desselben dem Thiere sehr nachgestellt. Theils fängt man es durch Hunde, welche es in seinen Schlupfwinkeln aufspüren, theils stellt man ihm Fallen, in welche ein Huhn oder ein Fisch als Köder gethan wird. Treffen die Hunde den Waschbär im Freien, so sucht er sogleich auf einen Baum zu kommen. Weil man ihn nun wegen des Felles nicht gerne schießt, so klettert ihm Jemand nach und schüttelt ihn herunter, wo er dann den Hunden niemals entgeht.

Das Fleisch des Waschbärs wird von manchen Leuten gegessen.

### Die Wärmeerzeugung im thierischen Körper.

Schon seit Jahrhunderten hat man sich mit der Frage beschäftigt, wo die Wärme herrühre, welche wir in den meisten Thierkörpern, namentlich bei Vögeln und Säugethieren, antreffen, und wodurch dieselbe erhalten werde. Man ist auf die verschiedenartigsten Hypothesen gekommen, ohne dieselben genügend zu begründen. Die meisten Forscher gingen von der Thatsache aus, daß die Lebenswärme des Körpers mit dem Erlöschen des Lebens verschwindet; aber einige suchten demgemäß jene Ursache in irgend einem Vorgange bei den verschiedenen Lebensfunctionen oder in irgend einer dieser

Functionen selbst; andere dagegen glaubten sie in einem Bestandtheile des Blutes, namentlich in dem Eisengehalte desselben zu finden.

Der letztgenannten Ansicht steht der erwähnte Umstand entgegen, daß die Lebenswärme mit dem Leben entschwindet, und wenn wir es auch Urhebern der Hypothese nicht verargen, daß sie die bei allen Erscheinungen so wesentliche Lebenskraft als nothwendig mitwirkend angesehen haben, so müssen wir gleichwohl zugestehen, daß damit immerhin die Hypothese nicht begründet und noch viel weniger eine genügende Erklärung gegeben ist.

Wir wollen uns nicht bei den übrigen Erklärungsversuchen aufhalten, sondern sogleich zu der Ansicht übergehen, welche die Forschungen der neuesten Zeit, namentlich die Arbeiten von Liebig und Dumas als höchst wahrscheinlich erwiesen haben. Schon ihre Einfachheit spricht für ihre Wahrheit, da bekanntlich alle Naturgesetze, wie vielgestaltig auch ihre Wirkungen seien, höchst einfach sind, aber trotz dieser Einfachheit sich gleichwohl oft Jahrtausende hindurch dem Blicke der scharfsinnigsten Forscher entzogen haben.

Wir haben schon in einem früheren Hefte bei der Erklärung des Athmens zu erklären gesucht, wie dasselbe eigentlich in einem Verbrennungsproceße bestehen, wie sich der mit Luft eingeathmete Sauerstoff einestheils mit dem aus dem Körper als unbrauchbar ausgeschiedenen Kohlenstoffe zu Kohlenäure verbinde und ausgeathmet werde, andertheils aber in das Blut übergehe, demselben die schöne rothe Färbung gebe und es ernährungsfähig mache. Wir haben damals, um uns nicht von dem nächsten Zwecke zu entfernen, der Wärmeerzeugung nur im Vorübergehen gedacht und nachgewiesen, wie sie mit der Schnelle des Athmens in nothwendiger Beziehung stehe. Heute wollen wir ihr eine besondere Beachtung widmen. Wir müssen dabei zunächst auf das allgemeine physicalische Gesetz aufmerksam machen, wonach sich bei jeder chemischen Verbindung Wärme erzeugt, wenn dieselbe auch noch nicht in allen Fällen, besonders wo die Verbindungen langsam erfolgen, gemessen werden kann. Bei der Verbindung des Sauerstoffes mit dem Kohlenstoffe zu Kohlenäure hat man nun durch exacte Experimente eine sehr bedeutende Wärmeerzeugung nachgewiesen; es erzeugt nämlich ein Loth Kohlenstoff bei seiner Verwandlung in Kohlenäure so viel Wärme, daß man damit 70 Loth Wasser bis zum Sieden erhitzen kann. Wir sind genöthigt eine analoge Wärmeerzeugung als Folge des Athmens und der Hautausdünstung zu betrachten. Man hat in Folge dessen Versuche im Großen angestellt und dabei gefunden, daß nach einer Durchschnittsberechnung während

eines längeren Zeitraumes 856 Mann Soldaten täglich in ihren Nahrungsmitteln 23780 Loth Kohlenstoff aufgenommen haben. Es kamen also auf den Mann beinahe 28 Loth Kohlenstoff, der sich wieder mit den Sauerstoffe verband und durch die Lungen und die Haut ausgeschieden wurde. Bei dieser Verbindung entwickelte sich so viel Wärme, daß damit 1960 Loth Wasser bis zur Siedhize erwärmt werden könnten. Da nun das Athmen sich im normalen Zustande regelmäßig und stetig wiederholt, so wird auch die in den thierischen Organismen entstehende Wärme eine constante sein und nur bei schnellerem Athmen, wie dies bei starken Bewegungen oder heftigen Anstrengungen eintritt, merklich erhöht werden.

Die oben bezeichnete Wärmemenge würde für den Körper offenbar zu beträchtlich sein, wenn nicht die Natur auf eine andere Weise dieselbe ermäßigt hätte. Wir müssen, bevor wir dies näher erörtern, unsere Leser mit dem allgemeinen Naturgesetze vertraut machen, worauf die Erscheinung beruht.

Man theilt bekanntlich die Flüssigkeiten in zwei Classen, in tropfbare und elastische. Zu den tropfbaren gehört unter Andern das Wasser, zu den elastischen die Gase und die Dämpfe. Letztere unterscheiden sich von den tropfbaren Flüssigkeiten dadurch, daß sie bei einwirkendem Drucke einen viel kleineren Raum einnehmen können und sich, wenn der Druck nachläßt, in Folge ihrer Elasticität wieder ausdehnen, während sich die tropfbaren Flüssigkeiten nur sehr wenig zusammendrücken lassen. Darum zerspringt eine Flasche, wenn sie ganz mit Getränk angefüllt ist und verkorkt werden soll, während sie beim Verkorken keinen Schaden leidet, wenn noch etwas Luft in der Flasche bleibt.

Wenn nun eine tropfbare Flüssigkeit, z. B. das Wasser bis zu einem gewissen Grade erwärmt wird, so verwandelt es sich in eine elastische Flüssigkeit; es wird zu Dampf. Wird dieser Dampf wieder erkältet, so verwandelt er sich wieder in die tropfbare Flüssigkeit; er wird wieder zu Wasser. Die Wärme wirkt dabei das Princip der Expansion; sie dehnt den Körper aus, und zwar geschieht dies in einem so bedeutenden Grade, daß ein Quadrat Zoll Wasser, so wie er sich in Dampf verwandelt, den sechzehnhundertfachen Raum einnimmt, mithin eine Ausdehnung von 1600 Quadrat Zoll erhält.

Genau das umgekehrte Verhältniß tritt ein, wenn man den Dampf durch Erkältung wieder in Wasser verwandelt, und es entstehen deshalb in verschlossenen Räumen bei dieser Reduction des Dampfes luftleere Räume, welche bekanntlich bei den Dampfmaschinen in

Folge des Luftdruckes von außen zur Hervorbringung treibender Kräfte wirksam werden.

Sehen wir nun wie dieses physicalische Gesetz sich im lebenden Körper kund gibt!

Es zeigt seine Wirkung bei dem Athmungsgeschäfte selbst, und es wird mithin die Wärmeerhöhung und Wärmeermäßigung durch eine und dieselbe Function erreicht. Letzteres geschieht auf folgende Weise. Wir athmen nicht bloß Kohlen säure, sondern auch zugleich Wasserdampf aus, wie sich dies an jedem kühlen Tage oder selbst im Sommer bei der Behauchung eines Glases oder eines polirten Körpers deutlich kund gibt. Dieser Wasserdampf wird gleich dem Kohlenstoffe aus dem Blute ausgeschieden. Er bindet oder verbraucht, um aus dem tropfbaren Zustande in den elastischen überzugehen ein gewisses Maas von Wärme und mäßigt somit die zu hohe Temperatur, welche das Athmen durch die gleichzeitig Statt findende Bildung der Kohlen säure verursachen würde. So macht uns jede neue Entdeckung mit neuen Wundern bekannt, welche täglich vor unsern Augen vor sich gehen, aber dessen ungeachtet uns lange verborgen geblieben sind.

### Wind- und Wasserhosen.

Zu den Naturerscheinungen, welche zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen, aber erst durch die neueren Fortschritte der Wissenschaft ihre Erklärung gefunden haben, gehören auch die sogenannten Windhosen und die Wasserhosen. Besonders waren es die Wasserhosen, welche wegen der furchtbaren Zerstörungen, welche sie zuweilen auf dem Meere anrichten, schon in frühen Zeiten allgemein besprochen und auf vielfache Weisen irrig erklärt wurden.

Ohne uns bei jenen irrigen Erklärungsversuchen aufzubalten, wollen wir zuerst die Thatsachen dieses Naturereignisses einfach schildern und dann zur Erklärung des Phänomens übergehen.

Wenn eine Wasserhose sich zu bilden anfängt, bemerkt man zuerst, daß ein dichtes Gewölk sich an einem Orte zusammenzieht und sich allmählig immer mehr und mehr, wie durch seine Schwere niedergedrückt, gegen die Oberfläche des Meeres herabsenkt. Hat sich das dunkle Gewölk bis zu einem gewissen Grade dem Meere genähert, so wird letzteres unruhig, selbst wenn es vorher (was ziemlich selten eintritt) völlig ruhig war. Es wallt, braußt und toßt immer mehr; die Wolke senkt sich

immer tiefer, bildet endlich einen abwärts gerichteten Trichter, und mit einem Male erhebt sich auch aus dem tobenden Meere, gerade unterhalb der Wolke, ein Wasserberg, bis zuletzt eine unsichtbare Gewalt das Element zu einer Säule erhebt und der Wolke entgegenführt. Unten dünner als oben, wandert alsdann diese Wassersäule in gewaltigen Wirbeln fort und wehe dem Schiffe, das ihr in den Weg kommt! Es ist unrettbar verloren; selbst die Flucht, wenn sie möglich wäre, würde die furchtbare Feindin nur gleich einem Irrlichte, herbeilocken. Aber eine Flucht ist, wenn das Schiff der Wasserhose nicht fern ist, gar nicht denkbar; was sich in der Nähe befindet, wird mit unwiderstehlicher Gewalt in den, zuweilen von schnell vorübergehendem Feuer begleiteten Wirbel hineingezogen und muß darin nothwendig umkommen.

Unsere Abbildung gibt nur einen schwachen Begriff von diesem furchtbaren Phänomene.



Die Ursache dieser Naturerscheinung ist ohne allen Zweifel elektrischer Art. Schon die Lichterscheinungen, welche man öfters dabei bemerkt hat, so wie die Wärmeentwicklung, welche meistens bei einer ganz verwandten, nachher noch zu erörternden Erscheinung vorkommt, müssen darauf hinführen, und selbst die tatsächliche Unmöglichkeit jeder andern Erklärungsweise könnte dafür sprechen. Es findet bei der Bildung der Wasserhose eine elektrische Spannung Statt, welche durch ihre Ausgleichung dieses Phänomen hervorruft, gleichwie sie in andern Fällen den Blitz zur Folge hat. Wenn sich nun in einer in der Nähe des Meeres befindlichen Wolke z. B. negative Elektrizität anhäuft, so sammelt sich in dem Wasser, das durch die mit wenig Leitfähigkeit begabte Luft geschieden ist, die entgegengesetzte, also die positive Elektrizität an. Dieselbe sucht sich mit der negativen Elektrizität der Wolke zu vereinigen und

dadurch das elektrische Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Spannung wird immer größer, die Wolke senkt sich herab, der Trichter bildet sich, die Meeresswogen erheben sich und endlich wirbelt die Wassersäule zur Wolke hinauf und wandelt ihren drohenden Weg, bis die völlige Vereinigung aller positiven und negativen Elektrizität erfolgt und damit die Ruhe endlich wieder hergestellt wird. Nicht selten steigen auch zwei solche Säulen, zuweilen sogar drei und vier in die Höhe, wodurch das Phänomen noch weit großartiger und furchtbarer wird.

Daß die Wassersäule unmittelbar über ihrem breiteren Grunde am dünnsten und oben breiter ist, läßt sich ebenfalls sehr gut erklären. Der untere Theil der Wassersäule besteht eines Theils aus aufsteigendem Wasser, welches mit größerer Kraft und folglich schneller aufsteigt, als das aufsteigende Wasser am oberen Theile der Säule, welches schon mit verminderter Kraft in die Höhe geht; andertheils aber besteht der untere Theil der Wassersäule aus zurückfallendem Wasser, welches nach den physikalischen Gesetzen nothwendig gegen Ende des Falles schneller sinkt als zu Anfang desselben. Da nun aber die gleiche Menge Wasser sowohl am unteren als an den oberen Theilen der Wassersäule auf- und abströmt, und die Wassertheilchen sich einander anziehen, so müssen sie die Wassersäule gerade in dem Verhältnisse dicker machen, als sie langsamer auf- und abfließen, und die Wassersäule muß demzufolge über ihrer Basis den geringsten Umfang haben.

Eine wesentliche Bestätigung erhält die vorgetragene Erklärung der Wasserhose durch die Erscheinungen bei den sogenannten Windhosen. So wie nämlich in Folge der elektrischen Wirkung das Wasser in die Höhe gehoben werden kann, so können auch auf dem Lande andere Gegenstände von der Erde aus gleichen Ursachen in die Höhe gehoben und in der wirbelnden Luft fortgerissen werden. Man hat ein solches Ereigniß mit dem Namen einer Windhose bezeichnet.

Tritt dasselbe in den schwächsten Graden auf, so wird nur der Staub oder entwurzelte Kräuter in die Höhe gehoben; tritt aber das Phänomen mit voller Heftigkeit auf, so kann es von schrecklichen Verheerungen begleitet sein.

Im verwichenen Oktober des Jahres 1844 ist eine solche elektrische Windhose bei Cetta im südlichen Frankreich vorgekommen, welche den besten Beweis für unsere Behauptung abgeben kann. Wir wollen den Bericht von Augenzeugen hier unverändert wiedergeben. Er lautet wie folgt:

„Eine schreckliche Begebenheit hat heute Mittag (am 22. Oktober) unsere ganze Bevölkerung in Schrecken und Schmerz versetzt. Gegen 4 Uhr entlud sich eine elektrische Windhose über unserer Stadt. Dieses schreckliche Meteor, welches in der Richtung von St. Peterfort herkam, warf sich mit aller Gewalt zuerst auf das Geniegebäude, welches mit Zink gedeckt ist und einen Blitzableiter hat, welcher wahrscheinlich dasselbe anzog. In einem Augenblick war das Zinkdach verschwunden, und das Gebäude mit einem daranstoßenden, ganz neuen vierstöckigen Hause wurde bis auf den Grund zertrümmert. Zu gleicher Zeit verspürte man ein so starkes, von heftigen Stößen begleitetes Erdbeben, daß die Bevölkerung glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Während zwei Minuten hörte man ein schreckliches Heulen in den Lüften, die Dächer hoben sich von den Häusern mit fürchterlichem Getöse und wurden bis in die entferntesten Stadttheile geschleudert, nicht ein einziges Fenster blieb ganz. Seit Menschengedenken hat man in unserer Gegend nichts Aehnliches erlebt. Zu gleicher Zeit stieg das Wasser in dem Kanal über seine Ufer, und der Sturm schleuderte die mit Wein geladenen Schiffe und Fischerbarcken gegen einander, daß sie sich theils losrissen, theils zerplagten und unter sanken. Zu bedauern ist, daß sich fast auf allen Schiffen Menschen befanden, wovon sich wenige gerettet, und gegen dreißig das Leben verloren haben. Auf den Straßen und Quais begegnete man Verwundeten, die mehr und minder stark beschädigt sind. Als sich der Sturm etwas gelegt hatte, war jeder bemüht Erkundigungen über die Seinigen einzuziehen, und man hörte von Mund zu Mund fragen: Ist jemand in Ihrer Familie verunglückt? Im Augenblick, wo ich diesen Brief schreibe, bläht der Südostwind mit solcher Stärke, daß wir noch weiteres Unglück befürchten. Der Himmel wolle uns dafür verwahren! Vom 23., (Heute) nachdem ich mich etwas erholt habe, bin ich im Stande, Ihnen näheres über unser gefürchtes Unglück mitzutheilen. Die Nacht ging zwar sehr stürmisch, jedoch ohne weiteres Unglück vorüber, es regnet aber immer anhaltend fort. Unsere Stadt gewährt den Anblick einer wahren Ruine, die Anzahl der umgekommenen Menschen kann noch nicht ermittelt werden, so wie die Zahl der Verwundeten unberechenbar ist. Sechs große und hundert andere kleine Schiffe gingen unter, über 200 Häuser sind dachlos, so wie ihr Inneres ganz zertrümmert. Man macht sich keinen Begriff wie niedergeschlagen Alles herumläuft, es ist leichter sich ein Bild davon zu machen, als es zu beschreiben. Als sich zuerst dichtes schwarzes Gewölke vor dem Ausbruche der Windhose zusammenzog,

begab sich ein Geistlicher, Herr Cros, auf den Thurm der Hauptkirche, um das Wetter zu beobachten. Kaum auf der Höhe angelangt, gewahrte er eine schwarze Wolke, welche sich wirbelnd in dem Hasen niederließ. Er glaubte zuerst, es sei ein Dampfsschiff, als er aber sah, wie die Schiffe an einander geschleudert wurden, beeilte er sich hinabzusteigen. Er hatte kaum die Hälfte des Thurmes erreicht, als die Spitze, welche erst ganz neu gebaut worden, sich überbog, auf die Dachung herabstürzte und mit derselben das Gewölbe der Kirche durchschlug. Glücklicherweise blieb der ehrwürdige Herr unverletzt. Ein Theil des Zinkdaches des Geniegebäudes wurde auf dem Platz des Stadthauses, ein anderer auf der Esplanade gefunden, eine Entfernung von 800 Metres (2700 Schuh) vom Gebäude selbst. Das Schilderhaus vor der Geniekaserne wurde ebenfalls bis auf den Platz des Stadthauses geschleudert. Der Wind ergriff einen gewissen Düsel und trug ihn weit in den Kanal, wo er leider ertrinken mußte. Alle Straßen sind mit Bruchstücken, welche die schreckliche Wolke in ihren Wirbel gezogen hatte, besäet. Besonders bemerkenswerth ist, daß der Sturm bloß die dicksten und stärksten Bäume entwurzelte, während die schwächeren verschont blieben \*).“

Auch in Deutschland kommen solche elektrische Windhosen zuweilen vor. Eine besonders lehrreiche ist vor wenigen Jahren im Großherzogthum Baden, anderthalb Stunden von Mannheim, bei dem Dorfe Seckenheim beobachtet worden. Sie kam den Neckar herüber und nahm auf ihrem Zuge über denselben, gleich einer Wasserhose, einiges Wasser in die Höhe, ließ dasselbe aber, sobald sie auf das seneitige, linke Ufer gekommen war, wieder niederfallen und zog dann, Staub und Kräuter aufwärts wirbelnd, dem Dorfe zu und noch eine Strecke über dasselbe hinaus. Dabei zeigten sich zwei äußerst interessante Erscheinungen, welche beide die elektrische Natur dieses Phänomens außer Zweifel stellen. Wo nämlich die Windhose an Bäumen vorbeigekommen war, war das Laub derselben unmittelbar nachher versengt oder wenigstens welk geworden. Es hatte sich also, wie bei gewöhnlichen elektrischen Entladungen, Wärme entwickelt.

Eine weitere, regelmäßig Statt findende und durch Versuche nachweisbare Erscheinung bei elektrischen Spannungen und Entladungen, besteht darin, daß sich an den

\*) Wahrscheinlich hatten die stärkeren Bäume verhältnismäßig größere und verzweigtere Kronen, welche leichter vom Sturme gefaßt werden konnten als die nur wenig Anhaltspunkte bietenden Kronen der schwächeren Bäume.

Orten, wo dieselben vorkommen, die Luft bedeutend verdünnt. Daß dies bei der in Rede stehenden Windhose ebenfalls Statt fand, zeigte sich auf die auffallendste Weise, als die Windhose ihren Lauf durch einen Theil des Dorfes nahm. Wo dieselbe an verschlossenen Räumen vorbei kam, brachen die Fensterscheiben entzwei, und zwar wurden dieselben ohne alle Ausnahme nach außen geworfen, und keine Scheibe fiel in die innern Räume. Ueberaus auffallend war dies bei der Kirche, welche ebenfalls dabei ihre Fensterscheiben einbüßte.

Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Im gewöhnlichen Zustande übt nämlich die äussere Luft eben so viel Druck auf die Scheiben aus wie die innere, und hält so derselben das Gleichgewicht. Da nun aber in Folge des elektrischen Phänomens die äussere Luft verdünnt wurde, konnte sie der in dem innern Raume enthaltenen nicht hinlänglichen Widerstand leisten, und diese brückte deshalb die Fensterscheiben hinaus. Wo die Fenster geöffnet waren, konnte die dichtere Luft aus den Zimmern entweichen, und die Scheiben zerbrachen nicht. Ja, es wurden sogar auf einem und demselben Dache sämtliche Ziegel eines verschlossenen Speichers herabgeworfen, während diejenigen, welche einen offenen Speicher deckten, auf ihrer Stelle blieben \*).

Ganz verschieden von den Windhosen sind die Windwirbel oder die sogenannten Windherren. Dieselben entstehen durch den Zusammenstoß von Winden, welche in verschiedenen Richtungen wehen, und haben wohl noch nie bedeutenden Schaden angerichtet.

### Lebende Amphibien in Stein und Holz.

Schon längst hat man die Beobachtung gemacht, daß zuweilen Amphibien, besonders träge Thiere dieser Classe, im Innern von Steinen und Bäumen sich befinden und lange Zeit in ihrem Kerker fortleben. Selbst Blumenbach mißt diesen Thatfachen vollen Glauben bei, und auch die Herausgeber der Memoiren der französischen Academie halten sie für glaubwürdig. Wir wollen einige neuere Beobachtungen, welche zu weiterem Beweise dienen können, hier mittheilen.

\*) Dieselbe Luftverdünnung, welche bei elektrischen Wirkungen Statt findet, ist auch Ursache, daß bei der Wasserhose das Meer sich in solcher Masse und zu solcher Höhe erheben kann. Wasser und Wolke suchen nämlich den Raum, dessen Luft verdünnt ist, auszufüllen und befördern damit die Verbindung der entgegengesetzten Electricitäten.

In England fand zu Anfange dieses Jahrhunderts ein Edelmann im Monat März in der Rinde eines beschädigten Maulbeerbaumes eine Kröte. Sie war gänzlich von der äussern Luft abgeschlossen, und unfähig, ihren Kerker zu verlassen. Ohne Zweifel hatte das Thier im Herbst die Höhle des beschädigten Baumes sich zu seinem Winteraufenthalte ausersehen und konnte im Frühjahr seinen Zufluchtsort nicht mehr verlassen. Der Baum wuchs; es bildete sich ein immer dicker werdender Wulst um die Höhle, und diese verschloß sich immer mehr, während das Thier, welches wahrscheinlich noch nicht ganz ausgewachsen war, zugleich an Größe zunahm. Nach einigen Jahren verschloß sich die Wunde des Baumes, und als man einige Jahre darauf die Stelle öffnete war das Thier noch am Leben. Die Stelle, wo sich das Thier aufhielt war nicht in der Mitte des Stammes; würde aber der Baum noch viele Jahre fortgewachsen sein, oder wäre die Aushöhlung tiefer in das Innere des Baumes gegangen, so hätte offenbar auch dieses Statt finden können, und es ist demnach kein Grund vorhanden, diesen Fall, der von mehreren Beobachtern berichtet wird, zu bezweifeln.

In den großen Kohlenminen von Staffordshire hat man einen Fall beobachtet, der noch weit auffallender ist, obwohl er sich etwas leichter erklären läßt. Die Kohlengräber fanden nämlich daselbst mitten in einem Kohlenblocke, welcher im Mittelpunkte des Bergwerkes zu einer fortlaufenden Schichte gehört hatte, drei lebende Amphibien, welche sie für Aale hielten. Sie haben dieselben nicht aufbewahrt, haben jedoch ihre Beobachtung gerichtlich bestätigt und sind völlig glaubwürdige Leute. Diese Thiere leben vielleicht in ihrem normalen Zustande, in unterirdischen Höhlen, wie der merkwürdige Proteus, welcher in der Adelsberger Höhle vorkommt. Sie ziehen vielleicht immer ihre sämtliche Nahrung aus den organischen Ueberresten, welche sich im Wasser befinden, gleichwie der Proteus in der Gefangenschaft Jahre lang im Wasser fortlebt, ohne daß man ihn füttert. Das Wasser konnte wohl in ihrem kleinen Behälter, wenn auch in sehr geringem Maaße mittelst Durchsickerung abfließen und sich wieder erneuern und dadurch wieder neuen Nahrungstoff herbeiführen.

Weit schwieriger mochten die im Holze eingeschlossenen Thiere ihr Leben fristen. Die Luft war denselben jedenfalls nur höchst spärlich zugemessen; aber es ist zu vermuthen, daß in solchen Fällen die nackte, feuchte Haut die Funktionen der Lunge zum Theil übernahm und aus den Säften des Baumes den Sauerstoff absonderte, welcher zur kümmerlichen Fristung des Lebens nothwendig war. Ueberdies konnten sich die ohnehin

trägen Thiere in ihrem Kerker fast gar nicht bewegen und verbrauchten deshalb bei weitem nicht so viele Stoffe als im Zustande der Freiheit.

Daß die Haut der Amphibien sehr viele Feuchtigkeit auffaßt, ist bereits durch Versuche dargethan. Doctor Townson hat nämlich gefunden, daß ein Frosch, welchen er auf nasses Fließpapier setzte, in anderthalb Stunden, nach Abzug dessen, was durch die Verdunstung entwich, so viel Wasser durch die Haut auffaßte, als das ganze Gewicht seines Körpers betrug. Dazu kommt noch der merkwürdige Instinkt dieser Thiere, wornach sie bei Mangel an Feuchtigkeit in träger Ruhe bleiben, während sie, sobald diese vorhanden ist, gleichsam zu neuem Leben erwachen. Sie sparen so während der Dürre die Stoffe, welche sie nicht leicht wieder ersetzen können, während sie dieselben munter verbrauchen, wenn sie sich bei vorhandener Feuchtigkeit leicht wieder ersetzen lassen.

### Ueber die Neigungen der Thiere.

Die Liebe — dieser wunderoohe Naturtrieb, vermöge dessen ein lebendes Wesen durch die Sorge um ein andres seine eigene Glückseligkeit vergrößert, — ist auch den Thieren, obschon in minder sichtbarem Grade als bei den Menschen, eigen. Ohne dies edle Gefühl könnten sie wahrscheinlich so wenig als wir bestehen. Der Liebe ist indeß bei ihnen keine Grenze gesetzt; im Gegentheile gibt es schwerlich eine Neigung unsrer Natur, welche wir nicht vollkommen in einigen dieser unsrer niedern Mitgeschöpfe wiederfinden. Nur in einer Beziehung ist sie beschränkt, nämlich wo gewisse Neigungen bei ihnen in Folge ihrer besondern Eigenthümlichkeit gar nicht vorhanden sind.

Anhänglichkeit zwischen Individuen derselben Gattung, aber verschiedenen Geschlechts — das heißt: eine Gefühl ausdrückende Neigung — liegt in der Thierwelt sehr nahe. Das Paaren, die natürliche Grundlage der ehelichen Verbindung, findet nur statt wo die Erhaltung der Jungen die Hülfe beider Eltern erfordert. Besonders auffallend ist, daß die Vögelpaare im Frühlinge gewöhnlich eine solche Innigkeit, Zärtlichkeit und Aufopferung athmen, wie sie nur die Brust der Menschen zu empfinden vermag. Das Männchen bemüht sich dem Weibchen, während es der Pflicht obliegt die Eier anzubrüten, Futter zu verschaffen. Mit einer Artigkeit, welche mit der eines Trubadurs wetteifert, sitzt es Stunden lang auf einem benachbarten Zweige,

und läßt seine lieblichen Töne erschallen, um das Weibchen in seinem schweren Verufe zu erheitern. Die Mischung von Liebe und Treue, welche der geringste Vogel für sein Weibchen zeigt, ist äußerlich durch Nichts von den menschlichen Gefühlen in dieser Beziehung zu unterscheiden. Bei gewissen Gattungen dauert diese Neigung das ganze Leben hindurch und der Tod des Einen führt fast stets den des Andern nach sich. Dies ist z. B. der Fall bei dem sogenannten Liebes-Vogel (Inseparable), einer Papageienart. Ich sah im vorigen Sommer in einem großen deutschen Bade mehrere solcher Paare, die ein Vogelhändler zum Verkaufe ausgestellt hatte. Es war fast rührend mit anzusehen, wie das eine Thierchen stets um das andere kreiste, bald vom obern Draht, bald von der Seite sich hinneigte und das andere herzte, unermüdetlich und rastlos. Als einst ein solches Pärchen in einen Käfig gesperrt wurde, sah man das Männchen zärtlich neben dem Weibchen sitzen, es mit seinem Schnabel füttern und es aufs liebevollste und zärtlichste behandeln. Als das Weibchen krank wurde, pflegte es das Männchen mit unablässiger Sorgfalt bis es starb, hüpfte dann in größter Aufregung um es her, versuchte von Zeit zu Zeit ihm den Schnabel zu öffnen und ihm Nahrung zu geben. Darauf schmachtete es langsam hin und überlebte es nur kurze Zeit.

Hier zwei Anekdoten von treuer Liebe bis zum Tode, ja noch bis über den Tod. In Paris befanden sich in der Rotunda des Pflanzengartens zwei außerordentlich schöne Strauße, ein Männchen und ein Weibchen. Das Gewölbfenster über ihren Köpfen zerbrach einmal und als die Glaser es wieder machen wollten, fiel ein dreieckiges Stück Glas hinunter, welches das Weibchen verschluckte und nach einem mehrstündigen Todeskampfe dahinschied. Bei dem Öffnen des Körpers fand man den Schlund und Magen durch die scharfen Glasspitzen schrecklich verletzt. Von dem Augenblick an, wo die Gefährtin ihm genommen war, hatte das Männchen keine Ruhe mehr; es schien immer Etwas zu suchen und schwand sichtlich dahin. Es wurde an einen andern Ort gebracht, in der Hoffnung, daß es seinen Kammer vergessen werde, auch gestattete man ihm mehr Freiheit als sonst, aber Alles war vergeblich, es grämte sich im buchstäblichen Sinne zu Tode.

Ein reicher Mann hielt sich zwei Kraniche. Als einer derselben starb wurde der andere untröstlich. Er wäre wahrscheinlich dem Gefährten nachgefolgt, wenn nicht sein Herr auf die Idee gekommen wäre, einen großen Spiegel in das Vogelhaus zu stellen. Kaum hatte der Vogel sein wiedergespiegeltes Bild wahrge-

nommen, als er sich einbildete der Verstorbene sei zu ihm zurückgekehrt; er stellte sich dicht an den Spiegel, brachte seine Federn in Ordnung und zeigte seine Freude aufs deutlichste. Der Plan gelang vollkommen, der Kranich erlangte seine Gesundheit und Munterkeit wieder, brachte fast alle seine Zeit vor dem Spiegel zu und lebte noch viele Jahre bis er an einer zufälligen Krankheit starb.

Es steht indefs bei den Thieren aus einer niedrigen Klasse das eheliche Gefühl bei weitem dem elterlichen nach. Ist das Weibchen einmal Mutter, so hat es für lange Zeit kein anderes Gefühl als die hingebende Liebe für ihre Sproßlinge, um derentwillen es seine eigene Bequemlichkeit gern zu opfern und alle Gewohnheiten aufzugeben bereit ist. Diese elterliche Selbstverläugnung ist bei einigen Vögelarten und andern Thieren niedriger Gattung wirklich rührend und wunderbar, besonders wenn wir bedenken, daß wir sie zu den reinsten und heiligsten Gefühlen der Wesen unserer eignen Gattung zählen. Die wildesten und grimmigsten Thiere sind merkwürdigerweise die sanftesten in der Liebe zu ihren Jungen, so lange diese ihres Schutzes und ihrer Nahrung bedürfen. Die Katzenarten sind wegen dieses Gefühls für ihre Nachkommen am bemerkenswertheften. Die Hingebung der Löwin für ihre Kinder ist sprichwörtlich und selten trifft man unter Thieren solche Beispiele von Mutterzärtlichkeit an als bei der gewöhnlichen Katze. In den ersten Tagen, nachdem sie geworfen, gibt sie sich ganz ihren Jungen hin und verläßt sie nur um die nöthige Nahrung einzunehmen. Wenn sie Gefahr für ihre Kinder fürchtet, trägt sie eins nach dem andern in ihrem Maule nach einem dunkeln Orte, wo sie sie verborgen hält, bis sie mit Sicherheit wieder mit ihnen erscheinen kann. Vor kurzem warf eine Katze mehre Jungen, welche Alle bis auf eines ertränkt wurden. Wahrscheinlich um die entrisenen zu suchen, entfernte sie sich von dem übriggebliebenen Thierchen und blieb zwei Tage lang weg, so daß man glaubte, sie sei gestohlen worden oder es sei ihr ein Unglück zugestoßen. Man nahm daher das einzige noch lebende Junge und ertränkte es auch. Bald darauf erschien die arme Mutter wieder; eine ihrer Pfoten war durch eine Rattenfalle, in welche sie auf einem benachbarten Speicher gerathen war, fast zermalmt. So elend sie auch war, so durchrannte sie doch den ganzen Tag das Haus um ihr verlornes Junge zu suchen und äusserte eine solche Angst um dasselbe, daß man sie weder mißverstehen, noch ohne Mitgefühl ansehen konnte.

Es ist nun ungefähr ein Jahr als eine Katze zum

erstenmal Junge warf; es waren zwei blendendweiße und ein rabenschwarzes Käzchen, zu hübsch um sie nicht leben zu lassen, und wir beschloßen, um die große Last der jungen Mama zu erleichtern, sie recht reichlich mit Milch und Weißbrod zu füttern. Schon nahte der neunte Tag, wo die niedlichen Thierchen ihre Augen öffnen sollten — als wir an einem Morgen nur noch das schwarze im Korbe fanden. Wir konnten uns Anfangs gar nicht erklären, wer die Käzchen, die noch nicht selbst fressen konnten, genommen haben mochte, da verrieth uns das offene Kammerfenster, daß wohl ein Kater der Räuber gewesen sein möchte. Jammernd lief die Katze umher, und wir stellten den Korb mit dem übrigen Jungen in die Küche. Gegen Abend schlich leise ein großer rother Kater, den wir nie zuvor gesehen, in die Küche, und auf einmal, ehe wir es vermutheten, sprang er mit dem schwarzen Käzchen fort. Köchin und Bediente liefen nach, Kochlöffel und Holz slogen nach ihm, und er ließ bei einem Fenster das arme Thierchen fallen — aber es war todt. Ich habe nie etwas Jammervolleres gesehen als die Katze, wie sie ihr Junges todt fand. Sie trug es in den Korb, sie leckte es, und als man es wegnahm, suchte und schrie sie so entseztlich, daß es durch Mark und Bein drang. Unter Drangenkübel im Hofe suchte sie zu kriechen, auf Schränke sprang sie hinauf und fraß den ganzen Tag nichts. Am nächsten Abend hörte der Bediente zufällig von einer alten Frau, deren alte Katze umgekommen sei und ein hübsches Junges hüßlos hinterlassen habe. Er mußte es holen und wir legten es in den Korb der Katze, die dana herbeigelockt wurde. Mit gespitzten Ohren hörte sie schon von Ferne das Mi, mi, des Käzchens, sprang herzu, leckte das fremde graue Dingchen, legte sich mit Sonne zurecht, daß es saugen könne, und umschlang es dabei mit ihrem Fuße, damit es nicht wieder geraubt werden könne.

Es ist merkwürdig wie das Vollmaß dieser elterlichen Liebe sogar furchtsame Thiere für die Zeit, wo die Jungen des Schutzes und der Nahrung bedürfen, muthig und kühn macht. Die friedliche Henne zeigt einen ganz neuen Charakter von Muth und Entschlossenheit, wenn ihre Küchlein sie umgeben; selbst furchtsamere Vögel fliegen gegen Menschen und Thiere, die sie wegen ihrer Nachkommen beunruhigen. Es ist bekannt, daß ein Paar Raaben in einer Felsenhöhle auf Gibraltar nisteten, die keinem Geier oder Adler gestatteten ihrem Neste sich zu nahen. Der Mistelfinke setzt sich während der Brutzeit gegen die Elster zur Wehre, und das Meisen-Weibchen läßt sich eher fangen, als daß es sein Nest verläßt und wenn es sich verbirgt, so treibt

es die Unruhe schnell zurück und zischend greift es Alle, die sich ihm nähern, an. Wunderbar ist oft die List, mit welcher das Rebhuhn, der Kibitz, der Regenpfeifer und viele andere Landvögel die Aufmerksamkeit derer, die ihren Jungen zu nahe kommen, abzulenken suchen. Männchen und Weibchen der Rebhühner führen ihre Jungen hinaus um sie Futter suchen zu lehren; wenn sie nun in dieser Beschäftigung gestört werden, so tritt das Männchen, nachdem es durch einen eigenthümlichen Angstschrei die Seinigen gewarnt, der Gefahr kühn entgegen und indem es sich lahm oder zum Fliegen unfähig stellt, sucht es den Feind irre zu führen und dem Weibchen Zeit zu verschaffen die Jungen in Sicherheit zu bringen. Wenn sich Jemand einem Kibitzneße nähert, so schießt der Kibitz ihm entgegen und versucht auf jede Weise ihn vom rechten Wege abzubringen; er erhebt sich mit kreischendem Geschrei vom Boden, als wäre er gerade vom Brüten aufgejagt worden, obschon er in demselben Augenblick wahrscheinlich mehrer Hundert Fuß vom Neste entfernt ist, dann umfliegt er jammernd den Feind und wird immer lärmender je mehr dieser vom Neste sich zurückzieht.

Diese ängstliche Liebe der Thiere für ihre Sprößlinge ist wahrhaft rührend. Wir finden daher das Gebot der Israeliten, die weiblichen Thiere, wie die Hirschkuh und Schaafmutter, wenn sie Junge haben, zu schonen, den edleren Gefühlen des Menschen ganz entsprechend. Bedauern müssen wir, daß der Geist dieses Gebotes so oft aus Habsucht und Muthwillen übertreten wird. In Philipp's Reisen nach dem Nordpol kommt folgende Erzählung vor: Vom Geruche eines getödteten Seepferdes angezogen, hatte eine Seebärin mit ihren zwei Jungen dem Nase sich genähert und vertheilte das Fleisch sorgfältig zwischen ihnen; den eignen Antheil vergrub sie in einiger Entfernung. Während sie dieses that, erschossen Matrosen die beiden Jungen und verwundeten die Mutter selbst, obgleich nicht tödtlich, als sie zurückkehrte. Der Schmerz, den die arme Mutter, während der letzten Momente ihrer sterbenden Jungen äußerte, hätte jedem gefühlvollen Menschen Thränen des Mitleids entlocken müssen. Obschon sie schwer verletzt war und kaum noch zu dem Plage, wo die Jungen lagen, kriechen konnten, so schleppte sie doch das Fleisch, das sie weggetragen, wieder herbei, riß es in Stücke und legte es ihnen vor. Als sie sah, daß sie nicht aßen, legte sie jammernd ihre Tagen, zuerst auf das eine dann auf das andere und bestrebte sich sie aufzuheben und da sie unbeweglich blieben, entfernte sie sich ein wenig um sie anzulocken und da nichts half kehrte sie zurück, beroch sie und leckte ihre Wunden. Noch ein-

mal ging sie fort, blickte wieder hinter sich und blieb wehklagend eine Zeitlang stehen. Da nun die Jungen dennoch liegen blieben, so wandte sie sich aufs Neue zu ihnen zurück und streichelte sie mit allen Zeichen einer unbeschreiblichen Liebe. Als sie endlich fand, daß sie kalt und leblos seien, blickte sie mit einem Brummen der Verzweiflung gegen das Schiff, aber mehre Kugeln machten ihrem Leid ein Ende. Noch sterbend leckte sie die Wunden ihrer Kinder.

Das elterliche Gefühl der Thiere begnügt sich jedoch nicht mit der bloßen Beschüzung und Lieblosung der Jungen, einige versuchen auch ihnen eine Art Erziehung zu geben. Die Adler tragen ihre Kleinen, ehe sie noch ganz flügge sind, vom Horste hinaus ins Freie und lehren sie die Kunst, die Beute in Sicherheit zu bringen. — Das Lerchenweibchen führt die ihrigen auf die Flur, um ihre Flugkraft zu üben, während sie selbst über ihnen schwebt, ihre Bewegungen leitet und sie vor Gefahr schützt. Auch die Affen, deren übertriebene Zärtlichkeit für ihre Nachkommen ja sprüchwörtlich ist, geben denselben eine Art Erziehung, indem sie sie zu Gehorsam und Bescheidenheit anhalten. Oft sieht man in ihren heimatlichen Wäldern eine Gesellschaft von Affinnen beisammen sitzen, welche ihre Kinder stillen, lieblos und reinigen, und sie dann zum Spiele mit einander auf den Boden lassen. Beträgt sich dabei ein solches Affenkind boshaft oder eigensinnig, so kommt die Mama, faßt es mit einer Hand um den Leib und prügelt es mit der andern tüchtig durch.

Doch ist es auffallend, daß die elterliche Liebe der Thiere selten von den Sprößlingen erwidert wird; wie betrübend diese Bemerkung auch augenblicklich für den Beobachter der Natur sei, so muß er sich doch gestehen, daß dieser Mangel einer tiefen Anhänglichkeit der Jungen für ihre Eltern in der Haushaltung der meisten Thiergattungen begründet ist. Wie die Thiere meist ihre Jungen kaum mehr kennen und sich gar nicht mehr um dieselben bekümmern, wenn sie älter geworden sind, so auch umgekehrt.

Darin eben zeigt sich auch wiederum die höhere Natur des Menschen, daß ein geistig-leibliches Band Eltern und Kinder mit einander verbindet. Doch gibt es auch unter den Thieren, die wie nur mit Instinkt, nicht mit freiem Willen begabt denken, einige merkwürdige Beispiele tiefer kindlicher Liebe. Wenn eine Bisonkuh durch die mörderische Hand des Jägers fällt und ein Kalb hinterläßt, so bleibt dieses, statt zu entfliehen, mit allen Zeichen inniger Liebe, bei der getödteten Mutter zurück, und wenn der Jäger ihren Leichnam auf ein Pferd ladet, um damit heim zu reiten, wird

ihm das arme Kalb, das seiner Mutter zu folgen wähnt, eine sichere Beute. — So zog einst ein Reiter von drei Kälbern gefolgt, welche die Mutter, deren er sie so grausam beraubt, von ihm zurückzuverlangen schienen, in Cincinnati ein. Aehnlich ist die Anekdote von zwei Hühnerhunden, Mutter und Sohn, welche auf eigne Faust in einem Walde jagten. Der Waldhüter erschoss die Mutter und der erschrockene junge Hund lief davon und blieb fast zwei Stunden weg. Dann kam er zurück, legte sich neben der Getödteten nieder und wurde noch den andern Tag in derselben Lage von seinem Herrn gefunden, der Beide nach Hause tragen ließ. Sechs Wochen lang wies das liebevolle Geschöpf fast jede Nahrung zurück und war für alle Schmeicheleien gleichgültig, bis es endlich vor Kummer starb.

Ein fast noch ergreifenderer Zug von Gefühl ist die Pflege für alte Gebrechliche. Ein solcher wird von einer Maus erzählt. Auf einem Spaziergange bemerkte eine Dame mit ihrem Kinde eine alte blinde Maus in einer Furche sitzen, und eine junge geschäftig umherlaufen und Körner für sie suchen. Wenn sie ein Häuflein von Gersten- oder Weizenkörnern beisammen hatte, brachte sie es der alten Maus, die es begierig verzehrte, während die Junge weglief, um aufs Neue zu sammeln. Ohne sich zu rühren und zu sprechen standen die Spaziergänger, um die Thierchen nicht zu verschrecken. Endlich, als die alte Maus satt sein mochte, faßte die junge sanft mit den Zähnen ihr Ohr und leitete sie langsam und vorsichtig an ein Loch in der Erde, in welches dann Beide schnell hineinschlüpfen.

Daß das mütterliche Gefühl, einmal in dem Thiere erweckt, sich bei dem Verluste seiner eignen Jungen, auf andere seiner Gattung ausdehnt, haben wir oben erzählt; aber wunderbar ist es, daß Thiere oft sogar Junge von feindlichen Gattungen ernähren. Auch von Freundschaft lassen sich manche beachtenswerthe Züge bei den Thieren erzählen: Schon daß manche Thiere in Heerden zusammen leben, ist dem Gefühle der Menschen in regelmäßigen Gesellschaften sich zu vereinen, entsprechend. Eine Kuh ist viel glücklicher unter einer Herde als allein, und wenn man das einsame Gehäge eines Pferdes betritt, so kommt es uns entgegen und läuft uns nach, als ob es unsre Gesellschaft suche. Des Hundes Treue und Hingebung an die Menschen ist bekannt und selbst Katzen sind, trotz des Zweifels den Viele hegen, der wärmsten Anhänglichkeit an die Menschen, bei welchen sie leben, fähig. Es gibt in der Thierwelt Freundschaften, welche mit der des Damon und Pythias und des Pylades und Drestes wetteifern.

Zu Napoleon's Zeit hatten zwei hannöversische Pferde lange Zeit neben einander im Kriege gedient und immer dieselbe Kanone gezogen. Eines derselben wurde endlich in einer Schlacht getödtet. Als man das andere später zur Fütterung führte, nahm es keine Nahrung an und wendete fortwährend seinen Kopf nach allen Seiten, um nach seinem Gefährten zu schauen, wieherte sogar zuweilen, wie wenn es ihm rufen wollte. Man brachte es unter andere Pferde, aber es beachtete dieselben nicht und verschmähet fortwährend alle Nahrung, bis es endlich vor Entkräftung starb.

Allein nicht nur unter Thieren gleicher Gattung, sondern selbst von ganz verschiedenen, werden Freundschaftsbündnisse geschlossen. Ein Pferd und eine Henne, die in einem Obstgarten ihren Aufenthalt hatten, wo sie sonst kein lebendes Wesen sahen, waren untereinander sehr zufrieden. Die Henne rieb sich mit vieler Artigkeit an des Pferdes Füßen, und dieses beugte sich, vergnügt wiehernd, zu ihr nieder, und lief mit der größten Vorsicht umher, um seinem kleinen Kammeraden kein Leid zu thun. — Das berühmte Pferd „Gedolphin der Araber“ und eine schwarze Kaze, waren viele Jahre hindurch die wärmsten Freunde. Als das Pferd 1753 starb, setzte sich die Kaze auf den Leichnam bis er begraben wurde und dann schlich sie langsam und wie mit Widerstreben fort, zog sich auf einen Heuboden zurück und wurde bald darauf todt gefunden. Löwen in Menagerien haben häufig kleine Hunde, die ihnen vorgeworfen worden, verschont und dauernde Freundschaft mit ihnen geschlossen. — Auch zwischen Hund und Kaze kommen oft Vertraulichkeiten vor. — Eine Dame, welche einen Papagei, eine mongolische Kaze und einen alten Mops besitzt, ließ mich auf mein Zweifeln Augenzeuge des Einverständnisses unter den drei Thieren sein. Sie ließ das Futter zurecht stellen, öffnete den Käfig des Papageis, der nun nach Hund und Kaze rufend umherhüpfte, und auf sein „Allegro und Miß“ kamen diese auch herbei. Es war äußerst possierlich, wie sie alle drei zusammen fraßen und der Papagei nach geendigter Mahlzeit von selbst in seinen Käfig zurückging. —

Unser Zweck bei Erzählung dieser Anekdoten, die noch ins Unendliche vervielfacht werden könnten, war, zu beweisen, daß die Thiere höhere Eigenschaften besitzen, als wir ihnen in der Regel zugestehen, und daß sie für uns eine Quelle weit größerer geselliger Vergnügen sein könnten, als wir ihnen gewöhnlich gestatten. Aber leider sieht der Mensch die Gesellschafter aus

Landesbibliothek  
Karlsruhe